

«Schau | Regarde»

Antoine Jaccoud

Übersetzt von Gerhard Meister

Schöne Berge. Eine Ansichtssache

23. Februar 2018 bis 6. Januar 2019 im Alpinen Museum der Schweiz

Schau.

Alle sind sie da.

Das Rothorn, der Niesen, der Tödi, das Matterhorn, das Bietschorn, die Dufourspitze und dann die Dent Blanche.

Und dann alle anderen Hörner, Hörnchen, Gipfel, Spitzen, Flühe, Kulme und Nadeln, von denen man nicht einmal den Namen weiss. Alle da...

Mit ihren Gräten und Seiten – zumindest denjenigen, die sie uns zeigen wollen, mit ihrem Geröll, ihren Wänden aus Gneis und Granit und nicht zu vergessen der Gletscher, der dazu gehört, der Wasserfall, der dazu gehört, die Moräne, die dazu gehört. Alles ist da.

Und dann schau dir auch die Farben an. Schau dir die Farben der Berge an. Sie haben keine einzige vergessen.

Blau für die schönen Tage.

Rot, um zu sagen, dass Abend ist.

Rosa, um die Morgendämmerung kommen zu lassen.

Weiss für den Schnee – in den Zeiten, als es noch Schnee gab selbstverständlich.

Grün, weil die Kühe und Gämsen essen müssen.

Grau, weil es manchmal grau ist in den Bergen, und das macht die Ferien kaputt.

Und dann natürlich Schwarz, das Schwarz der Unwetter und des Schreckens.

Schwarz, um festzuhalten, dass sie manch-

mal bössartig sind, dass sie manchmal zur Falle werden, zum Gefängnis und sogar zum Grab.

Die Berge sind manchmal schroff, richtig gemeine Biester.

Trotzdem lässt sich ein Liebesblick erkennen, der auf ihnen ruht.

Derjenige, der die Berge malt, er liebt die Berge.

Manchmal ist einer darunter, der klettert und hochsteigt, ein richtiger Kerl.

Das ist Wunderlich, der grosse Edmund, der die Staffelei in den Seitenwagen seines Motorrads legt

und so zum Malen davonfährt, die Nase auf dem Lenker, die Haare im Wind.

Er hat, so wird gesagt, für alles zwei linke Hände, ausser wenn er mit dem Pinsel an der Leinwand steht.

Oder dann ist er von schwacher Gesundheit.

Er hat nur ein Auge, wie Alexandre Calame.

Er verlor es, als er klein war, auf die gleiche Weise wie Jim Harrison, ein Schriftsteller aus Montana, auch er dünnhäutig und verletzlich.

Der Ort, an dem Calame malt, ist das Atelier, an der Wärme, in Sicherheit.

Aber auch weit weg von ihnen, weit weg von den Bergen, liebt er sie immer noch leidenschaftlich.

Nach einem Besuch im Oberland,
verliess er für sie die Bank
und den Papierkram und die Hunderternoten
und den Bleistiftspitzer,
den Eltern sagte er ins Gesicht :
«Von jetzt an will ich die Berge malen!»
Und tat dann sozusagen nichts anderes mehr.

Edward Théodore Compton
entflammt ebenso.
Er wächst in London auf
und fällt als Heranwachsender beinahe in
Ohnmacht,
als er den Eiger, den Mönch und die Jungfrau
entdeckt.
«Ich werde mein ganzes Leben lang Berge
malen.» So schwört er.
Und hält sein Versprechen, von den Anden in
die Tatra,
und vom Nordkap zum Muveran.

Nyfeler macht es nicht anders.
Albert Nyfeler, der sich hinten im Loetschen-
tal niederlässt
und nie mehr von dort weggeht
und den Erlös seiner Bilder
an die Bergler verteilt,
als wollte er ihnen danken dafür,
dass es sie gibt.

Und dann muss einer noch erwähnt werden
Der hier fehlt
der begehrteste, der wertvollste
und auch strahlenste von allen,
es muss erwähnt werden Giovanni Segantini.

Er, der die Berge dermassen liebt,
dass er für sie seine Gesundheit ruiniert,
sich ihnen auf eine Weise hingibt,
dass man sagen könnte, er wolle sich selber
vernichten.

Ein erstes Mal wäre er beinahe erfroren.
Er ist schon blau, als die Stimme seiner Mut-
ter ihn weckt
und zurückholt aus dem Reich der Toten,
wo sie selber schon seit langem wohnt.

Kurz darauf beginnt er von neuem.
Er ist 41 Jahre alt. Gestern kletterte er den
Schafsberg hoch,
oberhalb von Pontresina,
und erkältete sich dabei.
Wieder ist er krank, wieder hat er Fieber.

Es spielt keine Rolle, noch immer will er
malen.
Im Hemd in der Kälte.
Im Hemd vor den Bergen.
Er schlottert, aber noch immer will er malen.
Bei ihm sind die Berge
ein Kult,
eine Religion.

Man könnte sagen, dass er es mit Absicht tat.
Er liegt im Sterben, den Arzt hat er verwei-
gert,
seine Nächsten sind um ihn versammelt.
Was sagt nun Segantini?

Er sagt:
Voglio vedere le mie montagne
Ich will meine Berge sehen.

Man rückt also sein Bett zum Fenster, damit
er noch einmal die Berge betrachten kann.
Zwar will Segantini noch einmal zu ihnen
aufbrechen,
er schaut sie noch immer voller Liebe an,
als würde er sie noch einmal malen gehen,
und noch einmal besteigen,
und noch einmal berühren,
um sie einmal mehr zu lieben.
Aber er täuscht sich.
Er überschätzt seine Kräfte.
Segantini hat heute die Berge
zum letzten Mal gesehen.

Voglio vedere le mie montagne
Ich will meine Berge sehen...

Aber warum eigentlich wollen sie alle
die Berge sehen?
Warum wollen sie sie alle betrachten
mit weit offenen Augen,
mit geweiteten Pupillen,
plötzlich verstummt, versunken
oder aber geschwätzig
und endlos wiederholend
vom Niesen zum Breithorn, vom Matterhorn
zum Muveran :
«Wie schön das doch ist, wie schön das doch
ist...»

Und wir, die wir heute hier sind,
um die gemalten und wieder und wieder ge-
malten
Berge zu betrachten,
stimmen wir nicht mit ihnen ein in dieses

«wie schön das ist, wie schön das doch ist»?
nicht nur vor diesen mit Öl beschmierten
Leinwänden,
auch vor den Bergen selber,
ob sie gross sind oder klein,
berühmt oder unbekannt,
ob wir Zeit haben für sie
oder ihn einen kleinen Zeichen geben vom
Zug aus,
vom Büro oder vom Balkon.

In die Berge Verliebte.
Anbeter.
Leute, die von den Bergen angelockt werden,
bezaubert, verführt,
betört, in den Bann geschlagen.
Wir sind vom Bergwahnsinn gepackt,
genau das sind wir.

Natürlich gibt es auch Aufsässige, Wider-
spenstige.

Jemand, der das langweilig findet,
ja «langweilig».
Aber vielleicht ist das jemand, der alles lang-
weilig findet.
Die Frauen, das Leben, die Freunde und dazu
die Berge.

Ein anderer sagt, er habe es lieber flach als
gebirgig.
Nicht das Meer, denn der Seemann ist
unter dem Strich nur ein umgekehrter
Bergler,
aber das Moor, die Steppe,
Uferwege im Nebel,
solche Sachen.

Und dann sind natürlich auch die Kinder wi-
derspenstig.
Der Vater kann noch lange sagen
«Schau Kleiner, schau, wie schön das ist »
das Kind pfeift auf die Berge.
Das Kind wird die Berge anschauen, wenn es
gross ist.
Es wird die Berge anschauen, wenn es alt ist.
Es wird die Berge anschauen, wenn es nach
Ewigkeit dürstet.
Jetzt isst es sein Sandwich
und lässt seinen Vater endlos wiederholen
«Schau, Kleiner, so schau doch, wie schön
das ist»

Alles hat seine Zeit.

Die Alpen niederreissen, damit man das Meer
sieht,
hat seine Zeit.

Sagen :
«Voglio vedere le mie montagne»
hat seine Zeit.

Auf Italienisch mit Segantini,
oder auf Japanisch mit Katsushika Hokusai,
der 36 Mal den Fuji gemalt hat,
oder dann wv auf Ewe mit dem Kakaopflanzer
aus Togo, der seinen Kopf zum Mont Agou
hebt.

Aber womit haben die Berge es eigentlich
verdient, dass wir sie anschauen?
Was an ihnen rechtfertigt es, dass wir sie zu
jeder Zeit und in jeder Situation betrachten,
dass wir sie glücklich betrachten und deprimiert,
dass wir sie mit der Familie betrachten und
allein,
dass wir sie betrachten, ohne ihnen jemals
böse zu sein,
immer anerkennend, mit stets frischem Blick,
ob sie uns empfangen haben bei sich oder
davon gejagt,
ob sie uns verschluckt haben oder ausge-
spien,
ob sie sich unserem begierigen Blick zeigen
oder sich im Nebel verstecken?

Denn zum Beispiel ein Tier anzuschauen,
einen Hirsch anzuschauen,
eine Gämse anzuschauen,
einen Steinbock anzuschauen,
sogar einen Fuchs anzuschauen,
darüber muss man nicht sprechen,
das ist normal.

Wir schauen das Tier an,
aber es schaut auch uns an.

Es hebt den Kopf.

Es spricht zu uns.

Es sagt uns:

«Guten Tag, ich bin es,
guten Tag,
was willst du?»

Wohingegen die Berge,
sie schauen uns nicht an.

Die Berge, sie sagen uns nichts.

Ja, der Sturzbach spricht.
Der Wind spricht, der Donner spricht.
Aber die Berge, sie sagen uns nichts.
Die Berge sind ein Block aus Gleichgültigkeit,
sie sind ein Geheimnis, sie sind ein Grab,
sie sind alle stumm und ob man sie anschaut
oder nicht, interessiert sie überhaupt nicht.

Dann hatten wir auch Angst vor ihnen, wir
müssen es zugeben.
Die Blicke auf sie waren nicht immer die von
Verliebten.
Wir wollten nicht immer so hoch hinauf stei-
gen.
Dafür waren Poeten nötig und Gelehrte,
die keine Angst hatten vor Gott,
und keine Angst vor der Leere,
sondern diese vielmehr suchten.
Wir hingegen, wir schauten von unten,
und wenn wir von oben schauten,
dann mit Schrecken in den Augen.

Genau betrachtet
wissen wir nicht wirklich, was die Berge sind.
Der Geologe weiss es vielleicht, der Glaziolo-
ge vielleicht auch,
aber wir, wir wissen nichts über die Berge.
Wie wir im übrigen auch nichts über Flüsse
wissen
oder Bäume oder überhaupt Pflanzen.
Sie sind alle ein Rätsel.

Ist ein Berg ein Steinlöwe,
der sich vor uns hingestellt hat, um sich einen
Moment auszuruhen und der sich Zeit nimmt,
bevor er die Jagd wieder aufnimmt?

Ist er ein schlafender Riese,
wie es die Kinderbücher mit viel Klugheit na-
helegen?

Ist er ein Stück Käse, wie Salvador Dalí es
behauptet?
Oder einfach eine grosse Welle, die vor lan-
ger Zeit nach einer Katastrophe erstarrt ist?
Oder etwa ein Bild Gottes, so heilig wie Gott
selber, wie es der Heilige Augustinus
beteuert?
Wer weiss das schon.
Wir wissen nichts über die Berge.
Wir finden sie schön, ja, wir lieben es, sie an-
zuschauen, wir lieben es, wie sie sich gegen
den Himmel erheben einer Leiter gleich, die
wir eines Tages vielleicht benutzen werden,

und wie lieben wir es, dass sie je nach Wet-
ter die Farbe wechseln können, ganz wie die
Augen einer Frau oder eines Freundes,
aber in Wirklichkeit wissen wir nichts über
sie.
Oder dann wissen wir nur,
dass sie da sind, vor unseren Augen, über
uns.
Und dass sie vor uns da waren.
Und dass sie nach uns da sein werden.
(sofern sie nicht einstürzen natürlich)

Aber für den Augenblick bestärkt, berührt und
beruhigt es uns,
sie da zu wissen, uns gegenüber, oberhalb
von uns,
als Spiegel des Wetters und der Zeit, die
vergeht,
und dies ist vielleicht im Grunde auch dasje-
nige, was wir schön finden.
Diese Beständigkeit. Diese Unveränderlich-
keit.
Und natürlich der Grund, weshalb dein Yo-
ga-Lehrer dir ohne Unterlass sagt :
«Denke, dass du ein Berg bist, versuche zu
denken, dass du ein Berg bist»
auch wenn du genau weisst, dass du keiner
bist.

Du kannst deine Arbeit verlieren, du kannst
dein Haus verlieren, du kannst deine Zeit
verlieren, es gibt viele Dinge, die du verlieren
kannst, die Berge, sie bleiben.
Das Stellhorn bleibt.
Die Mischabel bleibt.
Der Besso und das Zinalrothorn bleiben auch.
Das Wetterhorn auch.
Die Jungfrau auch.
Und das Breithorn auch.

Alles verschwindet einmal, aber die Berge
bleiben.
Deshalb lieben wir sie.

Und dieses Gefühl beunruhigt uns, weil ge-
wisse Dinge passieren,
– nein, es ist nicht so viel, kleine Sachen,
aber trotzdem –
die bewirken, dass wir Angst bekommen, die
Berge könnten einstürzen und uns auf den
Kopf fallen.
Dass sie einstürzen im Moment, in dem wir
sie zu lieben anfangen.
Dass sie einstürzen im Moment, in dem wir

anfangen, ein bisschen weniger Angst vor ihnen zu haben.

Und dieses allgemeine Einstürzen, wenn es dann geschieht natürlich, stört und beunruhigt uns, denn wenn die Berge einstürzen sollten, dann wäre das ein wenig wie das Ende der Ewigkeit.

Also schauen wir zu ihnen hin, solange sie noch da sind.

Rücken wir unsere Betten gegen das Fenster.
Vogliamo vedere le nostre montagne.